

bedarf — das liegt in der Linie des Schicksalsmäßigen, die sich in jedem Leben erwählter Menschen zeigt und die nur Kurzsichtige und Leichtfertige mit Zufallsfügungen und blindem Ungefähr verwechseln können. Mehr als das: wo immer sich diese Gesetzmäßigkeit des Erlebens zeigt, das immer wiederkehrende Wunder, daß zur rechten Stunde der rechte Mensch, das rechte Buch, das rechte Ereignis als Hilfe in einer geistigen oder materiellen Not kommt, aus der es kaum mehr Rettung zu geben schien — dort wird man, ohne fehl zu gehen, auf den Wert und das Berufensein des Menschen schließen dürfen, dem dies begegnet. Jedes Leben steht unter einem Plan. Aber er ist nirgends so überwältigend sichtbar wie im Leben der Männer, die zu geistigem Schaffen bestimmt sind. Schnitzler ist sogar darin zu sehr Arzt, um derlei zuzustimmen. Es bleibt trotzdem wahr. Auch für ihn.

(Aus dem Buche: Arthur Schnitzler von Richard Specht, das in Kürze im Verlage S. Fischer, Berlin erscheint).

ARTHUR SCHNITZLER ZU SEINEM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG

(15. Mai 1922)

Ich saß wieder einmal im „Weiten Land“. Ich fühlte mich ungewohnt behaglich. Ich beneidete diese Zeit und diese Dichtung um ihre Freude am Leben, auch am schmerzlichen, um ihre gefühlvolle Bejahung, um das Glück, das sie fand und das sie brachte. Wußten wir das damals? Wir waren so unpolitisch und unproblematisch. Wir haben jetzt viele Politiker, die die Menschen glücklich machen wollen, jedoch unglücklich machen, weil die Menschen so beschlagen oder brutal sind, daß sie nicht einsehen: von morgen ab könnten sie glücklich sein, wenn sie nur ernstlich wollten. Wir haben viele Dichter, die sich den Kopf und den Stil über selbstgeschaffene Probleme der Schuld und des Unglücks zerbrechen. Aber wir haben die Freude verloren. Sein Werk ist eine Walzerkette, mit dem Tropfen Melancholie, der darin wienerisch trânt. Die Träne ist geblieben, das Glück ist dahin. Mit dem Wunsche nach Glück stehen wir heute gerade vor ihm. Das ist unser Glückwunsch, in einem sehr wahren Sinne

des Wortes. Nicht Kritik, nicht Zeitgrenze, sondern es ist ein moralischer Instinkt. Darf ich mit diesem Präludiumwunsch nach Glück die Festreden aus dem Kreise unserer Zeitschrift, die für ihn Heimatboden war, eröffnen?

OSKAR BIE

Ich schrieb einmal, vor Jahren, an Arthur Schnitzler: Es gibt keine drei Dichter, denen ich als Schriftsteller mehr zu verdanken hätte als Ihnen, und keinen einzigen, dem ich, was ich ihm verdanke, lieber verdankte.

Mag dies auch nur eine persönliche Bemerkung und als solche, was mich betrifft, völlig bedeutungslos sein, so hat sie doch in bezug auf Schnitzler eine weiterreichende und tiefer begründete Bedeutung. Denn in der Lage, in der ich mich bei jenem Geständnis befand, dürfte sich ein namhafter Teil des österreichischen wie auch des deutschen Schrifttums eingestandener, zum Teil auch uneingestandenermaßen befinden. Die österreichische Literatur, das österreichische Theater zumal verdankt einem Dichter, den man an seinem Jubiläumstage den größten österreichischen Dramatiker seit Anzengruber nennen wird — und der es auch ist — natürlich unendlich viel. Wieviel, mag derjenige, der die kritische Wage schwingt, haargenau bestimmen oder abschätzen. Aber nicht darauf allein wird es bei dieser Bestimmung ankommen, wieviel Gewichte er hierzu benötigt, sondern auch auf jenes kleine Übergewicht der Sympathie, das der Blick des Wägenden, demjenigen des Dichters belegend, seinem reichen Werk aus freien Stücken zulegt. Es gibt zwar keine Dankbarkeit in der Literatur, aber es gibt noch immer, in seltenen Fällen, Liebe. Und sie sich gewonnen haben, ist auch Talent und vielleicht noch etwas mehr als Talent.

RAOUL AUERNHEIMER

Was meinst Du, lieber Arthur, wieviel wird in hundert Jahren von Dir noch am Leben sein? Und wieviel von mir? Wie viel von uns allen? Du fragst vielleicht, ob ich Dich das grad an Deinem sechzigsten Geburtstag fragen muß, aber kannst Du Dich erinnern, daß ich je schicklich war? Und Du wirst auch gleich sehen, Du kommst bei meiner Frage weit besser weg, als Du vermutest; ich fürchte: besser als irgend einer sonst von uns! Es siehst dir ja nicht gleich, anzunehmen, daß Du zeitlose Werke geschaffen hast, ewige, wie man die nennt, mit denen nach Jahrhunderten noch die Schuljugend so geplagt wird, daß auch der Erwachsene, wenn er den Namen hört

im ersten Schreck sie zu kennen verlogen vorgibt. Wer sich aber nicht schmeichelt, den kommenden Generationen solche Qualen bereitet zu haben, wovon soll er sich Nachruhm erhoffen? Warum soll in hundert Jahren jemand uns lesen? Was wird denn in hundert Jahren überhaupt sein, dort wo wir jetzt sind, wo vor einiger Zeit noch unser altes Österreich war? Nun, ich vermute: da wird in hundert Jahren wieder jenes Österreich sein, wenn auch vielleicht ein bißchen anders, ein bißchen verrückt, nämlich mehr nach Osten, vielleicht auch unter einer anderen Firma, wahrscheinlich unter einem anderen Namen, ich denke, daß es Böhmen heißen wird, den heiligen Benes wird es als Erzvater verehren, und dieses neu betitelte Reich, als Eckfenster Europas, wieder für die Länder des Abendlands genau so wichtig, geheimnisvoll und unverständlich, wie es unter dem alten Namen war, wird nun, gerade weil es auf seine neue Form sehr stolz sein wird, das Bedürfnis aller neuen Formen haben: sich mit Ahnen zu versehen und sich möglichst weit zurückzudatieren; es wird leidenschaftlich historisch gesinnt sein. Und in seiner Urgeschichte wird das letzte Kapitel, bevor das Erwachen der Menschheit beginnt, ja von uns handeln: denk Dir, wie ungeheuer interessant wir dann sein werden, als die letzten Stammväter, um die gleichsam der Urwald noch rauscht! Und wenn man dann die Sitten, Denkweisen, Lebensarten des sanften Abendrots, in dem das Österreich der Vorwelt verglomm, durchforscht haben wird, wird man sich an den Künstler halten, der jenes Abendrot von 1890 bis 1920 am reinsten zu spiegeln scheint. Und der, lieber Arthur, bist Du! (Denn ich selber komme ja da schon deswegen nicht in Betracht, weil ich das Abendrot für einen Sonnenaufgang hielt; ich muß mich im besten Fall mit der Unsterblichkeit eines Spatzvogels begnügen, zum Gaudium der Enkel.) Du hast, wie kein anderer unter uns, den letzten Reiz des verschimmernden Wien mit zarter Hand gefaßt, Du warst der Arzt an seinem Sterbebett, Du hast es tiefer geliebt als irgend einer von uns, weil Du schon wußtest, daß keine Hoffnung mehr war: gerade die namenlose Melancholie, die mich zuweilen ungeduldig gegen Deine Werke, ja fast mit Dir selbst werden ließ, sichert Dir ihre Zukunft: als ein rührender Abschied von Österreich leben sie, so lang ein dankbares Erinnern an die Kaiserstadt nicht ganz erloschen sein wird. Du bist der letzte Dichter ihrer Agonie gewesen.

Unter den Plänen der Zeit, in der es fast aussah, als ob ich etwas wie der Burgtheaterdirektor wäre, war auch der einer neuen Inszenierung

Deiner „Liebelein“, nämlich „im Kostüm“: die Dekoration des ersten Aktes genau nach der Einrichtung Deiner Junggesellenwohnung von 1892 kopiert, das Zimmer des zweiten und dritten in der gewissen vorstädtischen Mischung von ein paar ererbten echten Biedermeierstücken mit scheußlichster billiger nachgemachter Tapezierherrlichkeit aus den siebziger Jahren; und alle durchaus in der Tracht nach der Mode von damals, viel „echter“ als in der Première, zu deren Zeit Regisseure derlei „Nuancen“ noch gar nicht oder ganz falsch verstanden. Hätte ich heute beim Theater noch was zu reden, ich würde Dir zu Deinem Sechzigsten eine ganze Reihe Deiner Stücke so, mit dem Wohlgeruch ihres Augenblickes, vorspielen, sie müßten, wenn man ihnen ihr Alter gibt, auf einmal wieder ganz jung sein. Du selbst aber wirst, wenn sie sich Dir einst in ihrer zweiten und dritten oder (haben wir denn nicht noch so schrecklich viele Geburtstage vor uns!) vierten Pubertät zeigen, staunen, welch unverwüstlich lebendiger Ausdruck und Abdruck jener sterbenden Zeit sie bleiben!

HERMANN BAHR

Wienerisches in den letzten Zügen, die ein leichtes Rot auf die Wangen schminken, Verklingen des letzten Straußwalzers in schon ansetzendes Klappern des Xylophons. Duft, dem die Kunst schon etwas nachhelfen muß, damit man ihn noch wahrnimmt, Grazie, die sich bereits in Erschlaffung auflöst: diese für Wien eigentümliche künstliche Natur ist, scheint mir, in Schnitzlers Arbeiten aufzufangen und festgehalten, vielleicht auch für spätere Geschlechter, so wenig monumental Schnitzler sich auch hat, dieser etwas ironische Sentimentale. Ein kritischer ästhetischer Rigorismus würde hier mit falscher Wage wägen, unpassendem Maß messen. Es ist schon viel, die Gesellschaft seiner Zeit nie gelangweilt, aber immer interessiert, nie belogen, aber immer geliebt zu haben.

FRANZ BLEI

Arthur Schnitzler erleidet das Leben: den Zauber kurz bemessenen Daseins, der Jugend, der Liebe, der Freundschaft, die Schönheit unvergänglicher Kunst; er erleidet es mit jener Süße der Schwermut, die wir aus der Melodie seines Werkes kennen.

Arthur Schnitzler erleidet die Welt: das Unrecht in jeder Stunde des Lebens, von Menschen an Menschen begangen, von Machthabern aus Mißwollen und Unverständnis verübt; die Beschränktheit ahnungsloser,